

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 2

Artikel: Pariser Wohnmisere : ein abschreckendes Beispiel
Autor: Stähelin, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073180>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Foto: Marco Widmer

PARISER WOHNMISERE

EIN ABSCHRECKENDES BEISPIEL

Von Walter Stähelin

Du suchst also eine Wohnung in Paris? Wie? Man könne keine finden? Wegen der Wohnmisere? Ich mache mich anheischig, dir innert 24 Stunden ein prächtiges Logis zu finden. Mehr noch. Im Herzen der Stadt, auf der von allen Poeten besungenen Ile Saint-Louis, kannst du ein Mietobjekt, mit 30 Partien darin, geschenkt erhalten. Doch davon später. Wie du mir geschrieben hast, willst du

ja bloß ein Jahr hier eine Stage in einem Großunternehmen machen, und da deine liebe Frau ihr erstes Kind erwartet, begreife ich sehr wohl, daß du gerne Licht und Sonne und einen Komfort suchst, der schweizerischen Begriffen entspricht. Nun stehst du also vor mir, und ich kann dir bloß sagen, daß ich mich wohl vorbereitet habe. Hier lege ich ungefähr zwanzig Offerten auf den Tisch.»

So man Geld hat

Mein junger Vetter war sprachlos vor Erstaunen. Ich wollte aber nicht grausam sein. Bevor er sich so richtig freuen konnte, machte ich ihn gleich auf den Kostenpunkt aufmerksam: «Wer zahlen kann, der kann auch alles haben. Die meisten Möglichkeiten bieten sich dir, wenn du eine Wohnung kaufst. Hier werden von Jahr zu Jahr weniger Wohnungen vermietet, weil der Verkauf rentabler ist.»

«Ach so, das Stockwerkeigentum», fiel nun mein Vetter eifrig ein, um alsgleich als biederer Eidgenosse ins Dozieren zu geraten: «Das ist in der Schweiz durch das Zivilgesetzbuch von 1912 leider abgeschafft worden. Jetzt verlangt der Schweizerische Juristenverein seine Wiedereinführung. Es könnte doch die Wohnungsnot bekämpfen und das Selbstbewußtsein vieler Leute stärken, die somit freie Eigentümer wären. Der kleine Mann mit Grundbesitz wäre doch das Ideal unserer Gesellschaftsordnung zum Schutze vor Vermassung und Kollektivierung.»

«Mein Lieber, das mag theoretisch richtig sein. Praktisch erschwert aber in Paris gerade das Stockwerkeigentum dem kleinen Mann den Zutritt zu anständigen Appartements, weil er eben die Kaufsumme nicht auf den Tisch legen kann. Und dann versteinert dieses System den Wohnungsmarkt. Wer einmal Eigentümer ist, zieht nicht mehr fort, auch wenn ihm die Wohnung viel zu groß wird. Es geht hier nicht um ein materielles, sondern um ein psychologisches oder gar um ein sentimentales Problem. Der Eigentümer könnte an sich die Wohnung natürlich ohne Schwierigkeit verkaufen, wenn sie ihm zu groß wird, um eine kleinere zu kaufen. Aber was man zu Eigentum hat, an dem hält man gerne fest. Man denkt an die Nachkommen, an die Söhne und Töchter, die einmal um dieses Erbe froh sein werden, wenn sie viele Kinder haben. Die Erfahrung lehrt, daß der brave Mann eine bloß gemietete Wohnung viel leichter fahren läßt als sein eigenes Heim, auch wenn es bloß aus einer Etage besteht. In diesem Sinne trägt nach Ansicht der hiesigen Kenner das Stockwerkeigentum dazu bei, daß es neben der unmenschlichen Übervölkerung in Paris auch Tausende von Wohnungen gibt, die „unternövölkert“ sind, wie man hier sagt.

Aber wir wollen ja nicht abstrakt theoretisieren, sondern dir und deiner Frau eine Wohnung finden. Fangen wir also an. Da gibt es

die ganz guten Quartiere, die etwa dem Zürichberg oder der Basler Dalbe entsprechen. Dort kann ich dir an jedem Trottoir eine Vierzimmerwohnung für 20 Millionen Francs kaufen. Wenn du diese Zahl durch 100 dividierst, kommst du auf unsere Schweizer Währung. Um keine Verwirrung zu schaffen, will ich diese Umrechnung in allen Beispielen, die ich bringe, selbst vornehmen. Diese Vierzimmerwohnung kostet also 200 000 Schweizer Franken.»

«Das ist ja irrsinnig . . .»

«Eben ja, du brauchst ja nicht so hoch hinaus. Deshalb begab ich mich in die Rue Dauphine im Quartier Latin, also dem dir wohl vertrauten Studentenviertel. Dort wären drei kleine Zimmer mit sehr kleiner Küche und einem ganz engen Badezimmer für 80 000 Schweizer Franken zu kaufen.»

«Hör auf!», platzte nun der sonst so artige junge Verwandte heraus. «Da ich ja nur ein Jahr bleibe, will ich doch lieber mieten und nicht kaufen.»

«Das ist allerdings auch nicht schwer, so man Geld hat. Sieh hier diese Offerte. Ein gelegenes Appartement von vier Zimmern in einem Neubau Nähe Champs-Elysées. Jahreszins: 10 000 Schweizer Franken.»

Mein armes Gegenüber unterbrach mich hier erneut in steigender Erregung: «So man Geld hat! Was soll denn das bedeuten? Da macht man immer ein so großes Wesen daraus, daß in Frankreich ein strenger Mieterschutz bestehet. Wie reimt sich das zusammen?»

«Geduld, Geduld! Ich kann dir doch nicht in einem Atemzug die 86 Gesetze und 95 Dekrete und 438 Verfügungen herunterleieren, durch die in Frankreich das Mietrecht geregelt ist mit allen nur denkbaren Ausnahmen und Ausnahmen von den Ausnahmen. Ich habe dir ausdrücklich von einem Neubau gesprochen, und da gibt es eben keinen Mietpreisstop.»

«Aber ich sehe doch überall in den Volksvierteln Neubauten, die nichts anderes sind als billige Mietskasernen, in denen offensichtlich Leute mit bescheidenem Einkommen leben.»

«Du hast recht. Es handelt sich da aber gerade um eine Ausnahme einer Ausnahme. Das sind die Gebäudekomplexe der H.L.M., das heißt der „Habitation à loyer modéré“, also der Wohnungen zu mäßigen Mietzinsen. Diese Neubauten werden mit staatlichen Krediten gebaut und haben vorgeschriebene bescheidene

Preise. Der Staat läßt diese Blöcke in Paris selber für seine Angestellten und Arbeiter errichten. In der Banlieue sind es die großen Industrie-Unternehmungen, die für ihre Belegschaft H.L.M.-Häuser erstellen lassen. Da hast du nicht die geringste Aussicht, Unterschlupf zu finden, ganz abgesehen davon, daß sich selbst die hierfür privilegierten Schichten jahrelang zum voraus anmelden müssen, um schließlich eine H.L.M.-Wohnung zu ergattern, weil der Bedarf an solchen Wohnungen noch längst nicht gedeckt ist.»

Bescheidener Zins, aber ... Nun wurde mein Vetter plötzlich resigniert und sachlich, indem er feststellte: «Das Ideale wäre also, eine Wohnung in einem alten Haus zu finden, wo die Mietpreise infolge der Mieterschutzbestimmungen niedrig sind.»

«In der Tat. Da zahlst du Spottpreise. Leider ist aber immer ein Pferdefuß dabei. Da hätte ich zum Beispiel eine Offerte aus Maisons-Alfort, einem nicht gerade fröhlichen Industrievorort. Immerhin: Es handelt sich um

Der kleine Familienfilm

von Hans Moser



Frau hat ein leichtes Kopfweh und geht zum Arzneikästchen, um eine Pille zu holen.



Sie schüttelt die Pillenschachtel und wartet, ob jemand im Wohnzimmer davon Notiz nimmt.



Da sie nichts hört, nimmt sie ein Glas Wasser und die Pillen ins Wohnzimmer, seufzt laut und macht sich daran, die Pille zu verschlucken.



Immer noch nimmt niemand davon Notiz und die Stube bleibt ruhig.



Sie nimmt die Pille und legt sie zurück in die Schachtel.



Legt die Schachtel zurück ins Arzneikästchen. Sie hat kein Kopfweh mehr, aber sie ist sehr niedergeschlagen, weil sich niemand um sie kümmerte, während sie Kopfweh hatte.

eine Dreizimmerwohnung zum Preis von 200 Schweizer Franken im Jahre. Ich sage im Jahr und notabene nicht im Monat. Ich ging hin, um mir die Sache für dich anzusehen. Der Nachteil ist, daß sich der WC im Treppenhaus befindet und noch für fünf andere Partien bestimmt ist. Du müßtest der Hauswärterin, der sogenannten Concierge, außerdem eine Kommission von 5000 Schweizer Franken auf den Tisch legen, sonst bevorzugt sie einen andern Anwärter. Das ist zwar eine verbotene Praxis, aber allgemein so üblich.»

«Ich soll also für eine schäbige Wohnung 5000 Franken Schmiergeld zahlen? Kommt nicht in Frage. Gibt es denn nicht möblierte Wohnungen zu mieten, was für mich wohl das Gegebene wäre?»

«Gewiß, aber da muß man gleich zwei Kategorien auseinanderhalten. Der Hausbesitzer selber kann nur dann möblierte Wohnungen vermieten, wenn er sie bisher noch nie unmöbliert vermietet hat. Dieser Fall ist selten. Auch diese Wohnungen unterstehen der Mietpreiskontrolle, nur sind da die Höchstpreise bedeutend höher angesetzt. Kürzlich fand ich für einen Journalisten in der Banlieue eine solche Wohnung mit drei bescheidenen Zimmern und eher primitiver Garnitur für 250 Schweizer Franken im Monat. Das kommt jedoch wohl nur alle Schaltjahre einmal vor. Der zweite Fall ist hingegen viel häufiger. Der Hausbesitzer vermietet die Wohnung unmöbliert, überläßt es aber dem ausziehenden Mieter, einen Nachfolger zu finden, also nicht der Concierge, wie dies ebenfalls häufig vorkommt. So wie die Concierge mit der Kommission aus der Wohnmisere Kapital zu schlagen sucht, macht es der abziehende Mieter mit der sogenannten Reprise. Er läßt einige Möbelstücke stehen und verkauft sie seinem Nachfolger zu einem schandbar hohen Preise. Damit umgeht er das mit schweren Geldstrafen versehene strikte Verbot, wonach ein Mieter seine Mietwohnung nicht «verkaufen» darf. Gegen diesen Möbelhandel sind die Behörden praktisch machtlos.»

«Warum?», so wehrte sich mein Vetter mit jugendlichem Eifer. «Man kann doch einen solchen Mieter wegen Ausbeutung einer Notlage verzeihen!»

«Theoretisch hast du immer recht. Wenn aber Angebot und Nachfrage in krassem Mißverhältnis zueinander stehen, wenn das freie Spiel der Kräfte nicht mehr existiert, so bil-

det sich eben ein schwarzer Markt mit seinen eignen Preisen, und da nützen keine behördlichen Vorschriften und Drohungen mehr. Mein Lieber, als ich 1944 von Basel nach Zürich zog, wohnte ich vorerst auch ein Jahr lang möbliert zu einem Preis, den die Mietzinskontrolle niemals bewilligt hätte. Und was heute hintenherum in der Schweiz geht, weißt du darum nicht, weil du dort keine Wohnung suchen mußt.

Um auf unser Thema zurückzukommen: Ich besichtigte für dich in einem schönen Haus im siebten Stock eine große Mansarde von acht auf acht Meter, die für 350 Schweizer Franken Miete im Jahr billig zu haben wäre. Aber die Reprise kommt auf 5500 Schweizer Franken zu stehen. Und was denkst du, was da an Möbeln vorhanden war? Ich übertreibe nicht: Ein Schrank und ein kleiner Boiler für Warmwasser. Basta!»

«Das ist ja Diebstahl!»

«Ja, das Ergebnis meiner Bemühungen ist niederschmetternd, und doch findest du es wohl rührend von mir, daß ich mir für dich und deine Frau die Sohlen abgelaufen habe und meine Zeit opferte. Ich möchte nun bloß deinem Dank zuvorkommen. Als Journalist habe ich geradezu die Pflicht, von Zeit zu Zeit den so schwerwiegenden sozialen Problemen der Gegenwart nachzugehen und die blasse Theorie durch einen Augenschein zu ergänzen. Nur das eigene Erlebnis vermag uns wirklich aufzuklären und uns die Wirklichkeit mit allem ihrem Widersinn und ihrer Grausamkeit nahezubringen. Ich muß also im Gegenteil dir dankbar dafür sein, daß du mich wieder einmal aufgejagt hast. Im übrigen empfehle ich dir, selber einmal Wohnofferten zu sammeln und auf die Suche zu gehen, du kannst ruhig noch ein paar Tage bei mir bleiben.»

Inzwischen habe ich meinem Vetter zu halbwegs anständigen Bedingungen eine kleine Wohnung gefunden, wobei mir der Zufall, die Routine und die Beziehungen gleichermaßen in ungewöhnlicher Weise zu Hilfe kamen. Das grenzt an ein Wunder, wenn man bedenkt, daß von den seit 1946 gegründeten Hausständen in Paris über hunderttausend ohne eigene Wohnung blieben und daß die jungen Paare mit ihren Kindern bei Eltern, Freunden und in Hotels zum Teil schon seit zehn Jahren auf bessere Tage hoffen. «Halbwegs anständig» heißt: Er muß keine Reprise zahlen, sondern nur eine Kommission von 500 Schweizer Fran-

ken. Außerdem kommt ihm sein Appartement monatlich auf 350 Franken zu stehen, während er in der Schweiz für etwas Gleichwertiges wohl bloß etwa 250 Franken im Monat zahlen müßte. Es handelt sich um den seltenen Fall einer vom Eigentümer möblierten Wohnung, der bisher selber darin lebte. Die Ausstattung der Wohnung ist komfortabel. Sie enthält neben drei allerdings eher kleinen Zimmern eine ganz moderne Küche und ein schönes Bad. So etwas gilt in Paris als Luxus. Und für Luxuswohnungen dieser Art sind die Höchstpreise verhältnismäßig hoch angesetzt worden.

Die kalte Enteignung Etwas später kamen mein Vetter und ich

wieder einmal auf die Wohnmisere zu sprechen und er sagte: «Da ich nun weiß, wie schandbar in Paris mit Wohnungen Geld verdient wird, ist es mir allerdings erst recht ein Rätsel, daß man dir gleich ein ganzes Mietobjekt auf der prächtigen Ile Saint-Louis schenken wollte. Darauf bist du mir die Antwort schuldig geblieben.»

Um diese Geschichte glauben zu können, muß man freilich wissen, daß in Paris – wie in ganz Frankreich – nur die Neuzugezogenen teuer wohnen. Das geht zwar bereits andeutungsweise aus unsren Beispielen hervor, aber die Konsequenzen, die sich hieraus ergeben, vermochte mein Vetter offenbar noch nicht so recht zu durchschauen. Die Altmüter stehen unter dem schon nach dem ersten Krieg verkündeten und nach dem zweiten Krieg noch erheblich verschärften Mieterschutz. Dieser Mieterschutz hat es im Verein mit der seitherigen Entwertung des Francs fertiggebracht, daß die Altmüter geradezu lächerliche Zinsen zahlen. Der Hauseigentümer kann sie zwar herausschmeißen, wenn er den Eigenbedarf für sich oder seine direkten Nachkommen nachzuweisen vermag. Prozesse um den Eigenbedarf dauern aber vier bis acht Jahre, und auf Grund der bestehenden Dekrete hat sich der Richter im Zweifelsfalle stets zugunsten des Mieters zu entscheiden. Außerdem darf der Richter dem betroffenen Mieter immer wieder eine Gnadenfrist zum weiteren Verbleiben einräumen, sofern dieser nachweisen kann, daß er keine neue Wohnung gefunden hat. Es ist also erstens einmal schwierig, den Eigenbedarf geltend zu machen, und zweitens, ihn praktisch durchzusetzen. Ferner ist zu bemerken, daß der Kündigungsschutz des Mieters bei Todes-

fall nicht aufhört, sondern sich auf Frau und Kinder überträgt.

Dies alles hat zur Folge, daß sich der mit so vielem sozialem Gesums verkündete Mietpreisstop als ein denkbar unsoziales Gesetz auswirkt. Der als Großkapitalist angeprangerte Hauseigentümer ist in Wirklichkeit ein enteigelter Kleinkapitalist, der sich heute weigert, auch nur die dringendsten Reparaturen vorzunehmen und lieber seinen Besitz zerfallen läßt als noch daran zu verlieren. Da sagte mir einer kürzlich: «Meine Mieter sind alle höhere Staatsangestellte. Sie zahlen für ihre Dreizimmerwohnungen mit Küche im Quartal 40 Schweizer Franken. Und nun beklagen sie sich darüber, daß ich das Dach nicht flicken lasse. Es regne herein. Ich antwortete ihnen, sie sollen das Dach doch selber flicken. Jeder von ihnen besitzt nämlich einen Wagen und findet es ganz in Ordnung, für die Garage monatlich 40 Franken zu zahlen, also die Summe, die er für die Wohnung nur alle drei Monate aufbringt. Möge sie die Sintflut davonspülen!»

Der Häuserzerfall infolge des Mietpreisstopps ist die denkbar größte volkswirtschaftliche Verschwendug. Die Wohnungsnot in Frankreich wäre nur halb so groß, wenn nicht die Häuser haufenweise einfielen. In Paris und Umgebung kommt es wohl jede Woche einmal vor, daß eine alte Mietskaserne wegen Lebensgefahr geräumt werden muß, ohne daß jemand weiß, wo man die Obdachlosen beherbergen soll. Paris und Umgebung zählen 120 000 Taudis. Darunter versteht man Häuser in baufälligem Zustand. Und in diesen Taudis hausen über eine Million Menschen, obwohl dort die hygienischen Verhältnisse oft unbeschreiblich sind, und obwohl sie aus gesundheitlichen Gründen nicht bewohnt sein sollten. In andern Städten sind die Wohnbedingungen nicht besser. In Niort sind 80 Prozent der Häuser baufällig. In Angers zerfällt ein ganzes Quartier.

Wer einmal im Besitze einer Wohnung zu alten Mietpreisen ist, gibt sie häufig auch dann nicht auf, wenn sie ihm zu groß wird oder wenn er gar fortzieht, denn als Neumieter müßte er allermindestens den fünffachen Zins zahlen. Ich hatte zweimal Gelegenheit, Mieter zu fragen, warum ihnen selbst beim Wegzug so dar-

Foto: Pius Rast
Der schwarze Panther
(Zirkus Knie)

an gelegen sei, die Wohnung zu behalten. Der eine antwortete mir: «Man weiß ja nie, ob man nicht doch wieder einmal nach Paris zurückkehrt.» Der andere meinte: «Ich verbringe jährlich etwa eine Woche mit meiner Frau in Paris, seitdem ich in der Provinz wohne. Der Hotelaufenthalt käme mir bedeutend teurer zu stehen als die Bezahlung der jährlichen Miete.»

Und so kommt es eben, daß es in Frankreich neben den drei Millionen übervölkerten Wohnungen eine Million von Wohnungen gibt, die auch nach unsren Begriffen «untvölkert» sind. Ich kenne einen Arbeiter, der für 10 Schweizer Franken im Monat allein mit seiner Frau ein Dreizimmerlogis bewohnt. Sein Kamerad, der den gleichen Lohn bezieht und die gleiche Arbeit verrichtet, wohnt mit Frau und zwei kleinen Kindern in einem einzigen düstern Hotelzimmer für 120 Franken im Monat.

Nun sind allerdings nicht etwa alle Altmietwohnungen «untvölkert». Ich kenne Altmietter, deren Kinder zwar flügge geworden sind und die sich ruhig zu Zweit in ihren vier Zimmern wohlfühlen könnten. Aber sie machen das Geschäft mit der Untermiete, für die zwar ebenfalls Höchstpreise vorgeschrieben sind – aber da hört schon jede Kontrolle auf! Den Untermieter kann man jederzeit hinauskomplimentieren. Er ist also auf Gedeih und Verderb seinem Zimmervermieter ausgeliefert und zahlt bei der herrschenden Wohnmisere lieber einen Ueberpreis, als daß er zum Kadi läuft und den Ast absägt, auf dem er sitzt. Zudem sind diese Untermieten nur im Vergleich zur Altmiete ungeheuerlich. Da ist einer, der zwei Zimmer für monatlich je 100 Schweizer Franken weitergibt. Das bringt ihm im Jahr 2400 Franken ein. Er selber hat aber seinem Hausbesitzer jährlich nur 180 Franken Miete zu entrichten.

Alle diese Verrücktheiten tragen sich letztlich auf dem Rücken des Steuerzahlers ab, denn wenn ein altes Gebäude zerfällt, so muß es der Staat bei dem behördlich festgestellten «Zustand Lebensgefahr» expropriieren. Wiederholt kam es schon vor, daß der Staat solche exproprierten Gebäude notdürftig für viele Millionen flicken ließ, weil er die Einwohner nicht anderweitig unterzubringen vermochte,

bis dann das Ganze doch zusammenzustürzen drohte und geräumt werden mußte. Die Expropriation ist an sich ein teurer Spaß, und der Hauseigentümer läßt sich deshalb gerne auf diese Weise «enteignen». Es kann aber 20 Jahre dauern, bis ein Haus in schlechtem Zustand als lebensgefährlich taxiert wird.

Und somit komme ich auf die mysteriöse Geschichte der Ile Saint-Louis zurück, wo mir ein 75jähriger Hauseigentümer seine Liegenschaft mit 30 Wohnungen schenken wollte. Er sagte mir: «Dieses einst so vornehme Patrizierhaus zerfällt in 25 Jahren, wenn ich nicht unverzüglich die notwendigen Renovationen vornehme. Diese aber müßten mich gerade so viel kosten, wie mir die Mietzinsen in den nächsten 25 Jahren einbringen. Und dann bin ich längst nicht mehr am Leben. Um nicht betteln zu müssen, bin ich für meine restlichen Jahre ohnehin auf diese Zinsen angewiesen. Ich vermache Ihnen darum gerne diesen Besitz als Geschenk auf meinen Todestag, da meine Erben nichts davon wissen wollen. Sie wollen doch nicht noch eine Erbschaftssteuer für den rein buchmäßigen Wert des Gebäudes zahlen.»

«Ich auch nicht», war meine Antwort.

Worauf der Alte listig blinzelte und meinte: «Vielleicht ändern sich die Zeiten und werden wieder normal. Ich erlebe es nicht mehr. Für Sie wäre es immerhin eine Spekulation, mein Geschenk anzunehmen – allerdings eine sehr gewagte Spekulation auf den Sieg der Vernunft.

Lohnstatistiken sind schwierig zu lesen

Nun behaupten aber die unentwegten Anhänger des Mietpreisstops, eine Lockerung oder Preisgabe dieses Schutzsystems könne die Wohnungsnot in Frankreich nicht mildern, denn die Hauseigentümer – denen man offenbar alles Böse zumutet – würden natürlich die Mehrgewinne einfach einstreichen und ihre Häuser trotzdem zerfallen lassen. Abgesehen davon, daß die Erfahrungen des Auslandes etwas anderes lehren, ist in Frankreich für den Fall der Freigabe der Mietzinse ein Gesetz vorgesehen, wonach der Hauseigentümer einen namhaften Prozentsatz der Mehreinnahmen in die Renovation stecken oder einem Fonds zur Erstellung billiger Wohnungen zuweisen muß. Bereits haben sich viele Mietervereinigungen mit einer solchen Lösung einverstanden erklärt. Man könnte damit jährlich die Erstellung von 50 000 neuen Wohnun-

Foto: Karl Wolf
In der Ausstellung

gen einsparen. Das ist immerhin kein Pappenstiel, wenn man bedenkt, daß Frankreich gegenwärtig angesichts seiner Taudis, des Zerfalls, des Geburtenüberschusses, der längeren Lebensdauer und der industriellen Konzentration jährlich 300 000 Wohnungen erstellen sollte, um in 20 Jahren einigermaßen aus der Misere heraus zu sein. Notabene: Es werden dieses Jahr kaum 260 000 Neuwohnungen sein.

Frankreich lebt seit 1914 schon unter einer Mieterschutzkontrolle. Zwischen den beiden Weltkriegen behinderte dies bereits den Wohnbau, um dessen Förderung sich trotz den Kriegszerstörungen von 1914–1918 keine einzige Regierung bemühte. Erst 1938 erschien ein Gesetz, das die staatliche Beteiligung in Form von Darlehen für den Bau billiger Wohnungen vorsah. Es kam der zweite Weltkrieg, und nachher stand die frisch aus der Taufe gehobene Vierte Republik vor der Aufgabe, die Kriegszerstörungen (eine Million Wohnungen) und die Versäumnisse früherer Generationen wettzumachen. Sie gab in ihrem ersten Vierjahresplan dem Wiederaufbau der Industrie und des Verkehrswesens den Vorzug. Das ließ sich immerhin verantworten. Dann verschlangen aber die überseeischen Territorien gewaltige Summen, die ebenfalls dringender Wirtschaftshilfe bedurften. Der Krieg in Indochina machte auch einen dicken Strich durch die staatlichen Rechnungen, und schließlich verschärfte sich zusehends die Spannung mit der Sowjetunion, so daß die Ausgaben für die Armee zur Verteidigung des Westens rasch anstiegen. Westdeutschland hatte es in dieser Hinsicht ohne Armee und überseeische Sorgen besser, und darum ist es weder unbedingt gerecht noch richtig, den Franzosen immer wieder das Wunder der deutschen Tüchtigkeit vor die Nase zu halten.

Doch es fehlt auch nicht der Balken im französischen Auge. Die Nationalversammlung bewilligte bei der Budgetberatung jeweils in unverantwortlicher Weise auf den Druck der Interessensklüngel hin Milliardenbeträge für Kriegsgeschädigte, die keine sind, für Weinbauern, die ihre Produktion vermehrten und nicht verkauften usw. Sie verweigerte die vermehrte Besteuerung der Schnapsbrenner und ließ der Steuerhinterziehung freien Lauf. Zuletzt blieb stets ein großes Loch im Budget. Um es zu decken, strich man gewöhnlich die Wohnbausubventionen zusammen. Heute ist

man nun glücklich überall so weit, einzustehen, daß es ohne die öffentliche Hand nicht geht, daß der soziale Wohnungsbau vielerlei Träger haben muß und daß man alle Möglichkeiten und Spielarten der Subventionsgewährung ausprobieren sollte.

Ein guter Freund aus der Schweiz und ein guter Christ zugleich sagte mir kürzlich vorwurfsvoll, daß meine Feindschaft gegen den Mietpreisstop unsozial sei. In der Schweiz, so meinte er, könne man darüber in guten Treuen diskutieren, nicht aber in Frankreich mit seinen niedrigen Löhnen und seiner teuren Lebenshaltung. Ich mußte nun – wie ich schon so oft! – auch diesen Schweizer darüber aufklären, daß es dem französischen Lohnempfänger gar nicht so schlecht geht, wie man bei uns zu Lande glaubt. Der Lohn stellt in Frankreich nur einen Teil des Gesamteinkommens dar, und jedenfalls einen viel kleineren Teil als in allen umliegenden Ländern. Man muß dazu noch die Prämien, sozialen Zuschüsse und Vergünstigungen aller Art rechnen. So kommt man auf ein Gesamtverdienst, das den Vergleich zur Schweiz durchaus aushält. Dabei ist namentlich auf die «Sécurité sociale» hinzuweisen, welche die Kranken- und Unfallversicherung, die Invalidenrenten, die Alterspensionen, die Erholungsheime, das Wochenbett usw. umschließt und viel großzügigere Leistungen für bedeutend geringere Beiträge vollbringt als alle unsere gleichartigen Einrichtungen in der Schweiz.

Ich möchte hier niemanden mit Zahlen und Statistiken über Gebühr langweilen, sondern nur feststellen, daß namentlich die Kinderzulagen in Frankreich ganz beträchtlich sind. Sie steigern sich derart von Kind zu Kind, daß ein Arbeiter mit vier Kindern bereits mehr durch die Zulagen als durch seinen Lohn verdient. Ein kinderloses Paar mag schlechter gestellt sein als in der Schweiz. Eine kinderreiche Familie jedoch hat in Frankreich keine materiellen Sorgen. Doch gerade da stoßen wir nun auf eine weitere Ursache des hiesigen Wohnungselendes: Die Vierte Republik wollte Kinder und gab ihnen keine Wohnung! Sie trieb die Bevölkerungsvermehrung an und vernachlässigte ebenso systematisch die Unterbringung des jährlich größeren Geburtenüberschusses. Ich kenne hier zahlreiche kinderlose Ehepaare, die schlecht verdienen und gut wohnen, und kinderreiche Familien, die gut verdienen und schlecht wohnen.

Richtiges Schweizerdeutsch

Dr Halb-Glarner seit

Dr irecht Glarner

Mine Vatter wird grau.

Dr Onkel ischt chrangg worde.

Ich guhnem a d'Beerdigung.

Er het viel müesse zale.

Das ischt nüd so schlimm.

Mis Velo ischt kabut.

Es het vil Lüüt ka.

Ich glaube, ich würde vor Angscht sterbe, wänns bi üs brünne würdi, oder gar dr Chrauchbach dur ds Dorf aberünne würdi.

Verehrti Gemeindegenosse! Ich begrüeße Si zur disjährige Gemeindeversammlung uffs beschte. Wenn ich mir erlaube, uff das abgelaufene Jahr e Rückblick z'werfe, so chunich konstatiere, daß dasselbige sich i gwohnnte Rahme abgwigglet het!

Mit großer Genuegtuig chänd mir konstatiere, daß dr Konsum vum althergebrachte Glarnerische Milchprodukt sich luut Mitteilig vum Ostschwiizerische Milchverband wider in ufstiigender Linie bewegt.

De Uslage, die überem Gmeinweses mit der Schaffung vunere Werchfuehrerstell erwachsed, törfed in jeder Hinsicht als wohl berechtigt bezeichnet werde.

Mini Dame und Herre! Zu überem nationale Ehretag, den mir in aller Schlichtheit und Einfachheit weid beguh, heiße ich Si im Name und Uftrag des Verkehrsvereins herzlich willkomm.

Werti Schützekamerade! Mir ischt hüt die großi Ehr zuteil worde, Ihne, verehrti Schützekamerade, zu dem prachtvolle Erfolg, den sie am ebe verflossene eidgenössische Schützefest drvu treit heid, z'gratuliere.

Der Herr Lehrer het sich mitem Schuelrat i ds Ivernehme gsetzt, damit entlich d'Schuelhuustreppe anere fachgemäße Korrektion underzoge werdi, denn es ischt nüd vu dr Hand z'wiise, daß es chännti unabsehbari Folge ha, wenn bi dem rasche Usestürze vu de Schüelere emal eis sötti usgleite!

Und mine faht afu graabe.

Mine Vetter hets au i ds Bett gleit.

Und ich guh mitem z'Chilche.

Er het nüd leid müese bleche.

Das schlaat jetz em Faß dr Bode nüd use.

Amene Tätsch, gad medi.

Das ischt es Gstech gsi.

Ich sturb vor Angscht, wänns bi üs brunn, oder dr Chrauchbach dur ds Dorf aberunn.

Werti Gmeindsgnosse! Willkumm zur hüürnige Gmeindsversammlig. Vum vergangene Jahr ischt nüt Bsunderigs z'prichte.

I dr Ziitig vum Milchverband staht es werdi wider mih Schabziger gesse. Das freut eim.

D'Rappe, wo der Tagmevogt Gmeind choschted, sind gwüß guet agleit!

Werti Zuehörer! Zur Fiir vu überem 1. Augschte heiße ich üch herzlich willkumm!

Es freut mich, üch Schützekamerade zu dem schüne Erfolg am eidgenössische Schützefescht chänne z'gratuliere.

Dr Lehrer het am Schuelrat gschriben, d'Schuelhuusstege sötti usbesseret werde, es chännt sust nuch emal es Uglügg gih.

Aus der beispielhaften «Glarner Sprachschuel», welche die Erziehungsdirektion des Kantons Glarus an die Schüler abgibt.

Im Gefängnis wohnt man besser!

Im Sommer war ich wieder einmal in Noisy-le-Grand, dem Auffanglager von Abbé Pierre für Obdachlose der Pariser Region, wo wie im vergangenen Jahr zahlreiche junge schweizerische Helfer und Helferinnen ihre Ferien verbrachten, um Straßen und Kanalisationen zu erstellen und den Ärmsten unter den Armen in jeder Weise beizustehen. Dabei fiel mir auf, daß viele dieser Obdachlosen eigentlich einen bäuerischen Typus aufweisen und – rein äußerlich – gar nicht wie Großstadtpflanzen aussehen, die frühzeitig verblaßten. Eine Frau meinte zu mir: «Vielleicht verstehen wir uns mit diesen jungen Schweizern darum so gut, weil sie so ländlich sind im Vergleich zu der Pariser Bevölkerung. Das erinnert uns an unsere besseren Zeiten in der Vergangenheit.»

Dies veranlaßte mich, eine Umfrage unter den Leuten des Auffanglagers über ihre Herkunft zu machen. Ich stellte keine statistischen Zahlen zusammen, aber ich konnte doch einwandfrei herausbringen, daß gute 80 Prozent dieser Opfer der Pariser Wohnmisere aus der Provinz stammen und erst in den letzten zehn Jahren zugezogen sind.

Der Moloch Paris ist unheimlich. Seit Kriegsende verschluckte er über eine Million neuer Einwohner, größtenteils infolge der zunehmenden Zentralisierung der Industrie im Pariser Becken. Oft sind es nicht die solidesten Elemente, die ihre Scholle verlassen, um in der Weltstadt ihr Glück zu versuchen. Die Krise in der Landwirtschaft und der Untergang der kleinen Heimindustrie in den abgelegenen Gegendern riß indessen auch zahlreiche verarmte Familien in den Pariser Sog. Alle diese Zuwanderer hatten aber kein Geld, um Wohnungen zu kaufen, hohe Kommissionen und Reprisen zu zahlen. So blieben schließlich Tausende förmlich auf dem Pflaster, um sich auf Zusehen hin mit Hotelzimmern abzufinden oder in alten Baracken und Unterständen am Stadtrand sich einzunisten.

Als ich 1950 nach Paris zog, lebte ich auch ein Jahr lang in einem Hotelzimmer, bis ich eine Wohnung fand. Das war für mich schon darum recht unangenehm, weil ich keinen Platz für meine Bibliothek und meine Akten fand, die mir als Journalist eigentlich unentbehrlich vorkamen.

Die meisten Bewohner der Hotelzimmer von Paris sind aber verheiratet und haben Kinder.

Das verteuert das Leben besonders dann, wenn man im Hotel nicht kochen darf. Dabei können sie froh sein, überhaupt in einem solchen Wohnhotel zugelassen zu werden, deren Besitzer von Anfragen überhäuft werden und die darum kinderreichen Familien ohne weiteres das Nachsehen zu geben pflegen.

230 000 Erwachsene mit 72 000 Kindern hausen in solchen Pariser Wohnhotels, die zum größten Teil nicht den mindesten Komfort aufweisen und sehr oft schmutzig und düster sind. Grausame Ironie: Das «Hôtel du Paradis» muß wegen Baufälligkeit geschlossen werden, das «Hôtel du Progrès» befindet sich auch schon im progressiven Zerfall und das «Hôtel Beau-Séjour» besteht aus 20 dunklen Löchern, die sich Zimmer nennen und als solche vermietet werden. Das sind nur drei der etwa 20 Wohnhotels, die ich in den letzten acht Jahren besucht habe, in der Erwägung, daß ein Journalist in Paris schließlich auch die Schattenseiten der Licherstadt kennen sollte, besonders wenn er sich zuweilen veranlaßt sieht, über die soziale Unzufriedenheit und die kommunistischen Wahlerfolge zu schreiben.

Um dem Leser einen Begriff von der Überbevölkerung dieser Hotels zu geben, komme ich nicht darum herum, nochmals einige Zahlen zu zitieren. 35 000 Ehepaare mit drei bis fünf Kindern leben in einem einzigen solchen «Zimmer», 317 Ehepaare teilen das «Zimmer» mit sechs Kindern, 107 mit sieben Kindern, 34 mit acht Kindern und 32 mit neun Kindern und mehr. Ich sah in den Volksvierteln von Paris sogar Familien, die gar nicht in einem «Zimmer» vegetierten, sondern im fensterlosen Korridor. Ich sah Betten, unter denen drei Kinder jammerten, die dort schlafen sollten. Ich sah Säuglinge in Seifenkisten und auf Gas-Rechauds. Ich sah einmal einen Wandschrank, wo auf jedem der drei Schäfte ein Kleinkind angegürtet lag, damit es nicht herausfallen kann. Ich sah... ich sah... und ich könnte ein Buch mit alledem füllen, was ich sah, wobei sich zuweilen allerdings die Feder sträuben müßte, es niederzuschreiben.

Man stelle sich nun einmal das «Familienleben» an einem solchen Orte vor. Da kann einer Nerven aus Stahl, eine auf Hochglanz polierte Moral und ein übermenschliches Gottvertrauen haben – nach wenigen Wochen schmelzen alle Tugenden in dieser Hölle. Nervenzusammenbrüche und Schlägereien sind bald an der Tagesordnung. Mütter weinen den

ganzen Tag und die Väter ergeben sich dem Trunk. Die Halbwüchsigen stehen im Weg und wecken die kleinen Kinder auf. Man schickt sie auf die Straße, wo sie sich zu Banden zusammenrotten. In Paris und seinen Vororten tummeln sich Hunderte solcher Banden Jugendlicher herum, die jeder Autorität entzogen sind, die nachts im Freien kampieren und vom Diebstahl leben. Da stand kürzlich ein solcher Bengel vor dem Richter wegen einem Raubüberfall auf eine alte Frau. Der Staatsanwalt warf ihm Rückfälligkeit vor, worauf der jugendliche Verbrecher trocken erwiderte: «Im Gefängnis wohnt man besser als in der Familie.» Das spricht Bände.

Wird es einem Hotelbesitzer zu bunt, so kann er seine Klienten von einem Tag auf den andern mitsamt den Kindern auf die Straße schmeißen. Häufig haben dann die Ausgestoßenen nicht einmal mehr so viel Geld bei sich, um in einem andern Hotel eine Vorzahlung von 10 Schweizer Franken zu entrichten. Sie finden dann nirgends Aufnahme und landen schließlich nicht selten im Auffanglager von Abbé Pierre. Dann heißt es, diese «Glünggi» seien selber schuld an ihrem Elend und ihnen sei ja doch nicht mehr zu helfen. Soviel ich bis jetzt beobachten konnte, ist tatsächlich im Elendslager von Noisy-le-Grand in der Mehrzahl der Fälle Hopfen und Malz verloren. Die jungen Schweizer, die zum erstenmal diese seelischen und körperlichen Ruinen erblicken, die scheu wie wilde Tiere am Wegrand lagern und untätig zusehen, wie andere für sie schaffen, meinen denn auch gerne, sie ständen auf einem verlorenen Posten mit ihrer christlichen Nächstenliebe. Aber bald entdecken sie die Kinder, und da zeigt es sich immer wieder, daß die Fürsorge nicht umsonst ist. Mancher Achtzehnjährige verläßt heute diese trostlose Stätte, um ein neues Leben zu beginnen, aber er bedarf hierzu des Vorbildes und der Hilfe.

Noisy-le-Grand bedeutet für viele Kinder allein schon die Rettung vor dem unerbittlichen Tod, denn hier sind sie an der frischen Luft, während die Kindersterblichkeit in den Taudis und Hotelzimmern der Stadt infolge von Tuberkulose und andern ansteckenden Krankheiten dreimal größer ist als in normalen Wohnverhältnissen.

In den Hotelzimmern werden übrigens die Insassen nicht nur moralisch und physisch zugrundegerichtet, sondern darüber hinaus noch materiell ausgeplündert. Die Tarife sind zwar

gesetzlich geregelt. Sie richten sich nach der Kategorie, in welche das einzelne Hotel eingeteilt ist. Für ein einigermaßen bewohnbares Zimmer beträgt dieser Tarif praktisch 5–6 Schweizer Franken im Tag. Doch da verlangt der Patron gleich noch ein «Schlüsselrecht» von 12 Franken in der Woche, ferner 15 Prozent Zuschlag für das Kochrecht und 1 Franken im Monat für das Waschrecht im Zimmer, falls er diese «Rechte» überhaupt gnädigst gewährt. Dazu können noch kommen: 15 Prozent Zuschlag für jedes weitere Bett, 7,8 Prozent Taxe, monatlich 3 Franken für eine Lampe von mehr als 25 Watt, 3 Franken für die Installation eines Radiogerätes. Wer also bloß leben und nicht sterben will, muß monatlich praktisch etwa 250 Franken für seine vier kümmerlichen Wände aufbringen.

Nun gibt es für die Hotels allerdings auch einen verbilligten monatlichen Mietpreis, der ebenfalls gesetzlich festgelegt ist. Er beläuft sich beispielsweise für ein Zimmer, das im Tage 5 Franken kostet, auf 76.50 Franken. Aber Anrecht auf den Monatszins hat nur, wer schon dreißig Tage im gleichen Hotel gewohnt hat. Und nun ist es unter den Hoteliers gang und gäbe, daß sie ganz einfach jedem Klienten am 29. Tage kündigen, damit er dieses Recht nicht geltend machen kann. Selbst der brävste Mann kann also nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Hotelier nicht gefällt.

15 Wohnbauminister haben seit Kriegsende versprochen, der Not ein Ende bereiten zu wollen. Ihre großartigen Worte sind vom Winde verweht. Es gelang ihnen nicht, die hiefür notwendigen Kredite vom Parlament zu erhalten, und es fehlten ihnen die Vollmachten, um allein schon auch nur ein wenig Ordnung in die Planlosigkeit und die bürokratische Anarchie des Bauwesens zu bringen. Zwei Jahre braucht es, um eine Baubewilligung zu erhalten. 24 Büros sind hierfür zuständig. 64 Visas sind erforderlich.

*

Die große Hoffnung ist nun de Gaulles Wohnbauminister Pierre Sudreau, ein Mann von 39 Jahren. Aber auch im besten Fall braucht es Jahre, wenn nicht Jahrzehnte, bis Frankreich aus dieser Misere herauskommt. Millionen suchen eine behaglichere Wohnung. Sie müssen sich gedulden. Bevor es so weit ist, besteht auch die Dienstwohnung des Wohnbauministers Sudreau bloß aus einer kleinen Kammer!